



Ute Craemer am 28. November 2014 in der Bibliothek am Goetheanum. Fotografiert von Anna Krygier

Wenn ich weiß, dass etwas wichtig ist, dann bin ich mutig

● POLA ELENA RAPATT

Lesung & Gespräch: Das öffentliche Interview mit Ute Craemer war Auftakt der Reihe «Goetheanum Lesung & Gespräch» im November 2014 in der Bibliothek am Goetheanum.

Pola Rapatt: Frau Craemer, wer sind Sie?

Ute Craemer: Ich würde sagen, dass ich ein Mensch bin, der viel arbeitet, der aber auch die Fähigkeit hat, Arbeit weiterzuleiten. Ich habe immer Menschen um mich gehabt, die ich begeistern konnte für das, was ich wichtig finde, und die das, was ich tat, dann viel besser tun konnten als ich. Dann musste ich es nicht mehr tun. – Außerdem bin ich ein Mensch, der viel Mut hat, aber ich bin auch schüchtern. Manchmal ist das ein Konflikt, aber wenn ich weiß, dass etwas wichtig ist, wie beispielsweise Kindern, die in der Favela leben, ein würdiges Leben zu ermöglichen, dann bin ich mutig.

Wenn Sie jetzt zurückblicken, hatten Sie dann schon damals ein Gefühl dafür, was Sie einmal erreichen würden?

Craemer: Ich habe mir nie vorgestellt, dass ich jemals etwas gründen würde, bei dem mir dann so viele Menschen zuhören! Ich dachte damals, mit Anfang zwanzig, das sei ein Widerspruch: entweder sich selbst verwirklichen oder etwas für andere tun. Im Laufe meines Lebens habe ich gelernt, dass das miteinander vereinbar ist. – Damals, als ich damit anfang, Brücken zu bauen zwischen den Kindern aus der Favela und den Waldorfschülern aus der reichen Oberschicht, sah

ich es einfach als pädagogische Aufgabe an, zu zeigen, dass es ein Brasilien ist, nicht zwei.

Was haben Sie damals, vor vierzig Jahren, in Brasilien vorgefunden?

Craemer: Damals, 1970, hatte São Paulo bereits 8 Millionen Einwohner, heute sind es 20 Millionen. Es war eine Stadt, die unheimlich viel Leben hatte, aber gleichzeitig war es ein einziges Chaos: Jeden Tag erreichten 1000 neue Menschen aus den Dürregebieten die Stadt auf der Suche nach Arbeit, die fanden sie auch. Sie hatten aber keinen Wohnraum, so entstanden die Favelas: einfache Hütensiedlungen, gebaut aus dem Schutt der Zivilisation. Das war wie ein Flüchtlingslager – Menschen, die sich nicht kannten, nur damit beschäftigt, zu überleben. Und das bedeutete für die Kinder, dass diese auch arbeiten mussten und somit keine Kindheit hatten. Ich glaube, dass jeder Mensch nicht nur überleben, sondern leben will, dass da mehr «drin» ist in so einem Schicksal, dass jedes von diesen Kindern aus der geistigen Welt in diese Favelas gekommen ist mit einem Bild dessen, was möglich wäre, dass dieses Bild aber tief vergraben ist. Sie spüren dann, dass sie eigentlich etwas ganz anderes wollen, als ohne Eltern in so einer Hütte zu leben, in die es hineinregnet, um dann in einem der Hochhäuser putzen zu gehen. Als Lehrerin hat mich das besonders betroffen gemacht. Für mich war das ein Bild: In jeder dieser Hütten leben Menschen mit Fähigkeiten wie Perlen, die tief im Schlamm vergraben liegen und die es auszugraben gilt.

Wie kam es zu den ersten Schritten?

Craemer: Eines Tages standen ein paar Kinder aus der Favela vor meiner Tür und fragten mich, ob es etwas gäbe, dass ich ihnen geben kann. Ich hatte zusammen mit meinen

Schülern schon vorher die Idee gehabt, diese Brücke zu bauen zwischen Kindern aus der Favela und Kindern aus der Oberschicht, also eine direkte Begegnung herzustellen. Ich stellte also meinen Schülern genau dieselbe Frage: «Haben wir etwas, das wir diesen Kindern geben können?» Meine Schüler hatten gleich viele Ideen – und die Begegnung fand dann auch tatsächlich statt, bei mir zu Hause, das war der Anfang.

Wie hat sich das dann weiterentwickelt?

Craemer: Es kamen immer mehr Kinder hinzu und schließlich versuchte ich, Erwachsene zu finden, die mitmachten. Eine Freundin, Renate Keller Ignacio baute dann einen Kindergarten auf und ihr Mann, Paulo Roberto Ignacio öffnete eine Tischlerei. Dann kam ein anthroposophischer Arzt hinzu und fing mit der Gesundheitsarbeit an – alles war ganz einfach, in kleinen Holzhütten, es gab keine Medikamente. So fing das alles an. Dann gingen wir in die Favelas und sprachen mit Müttern, wir wollten mehr Bewusstsein für die Kinder schaffen. So fanden wir Frauen, auch wenn sie Analphabetinnen waren, die lernen wollten und die wir dann zu Waldorferzieherinnen ausbildeten – das war ein sehr mutiger Schritt. So entstanden mit der Zeit immer mehr Kindertagesstätten, Kulturzentren, Gesundheitsstationen und Werkstätten und später auch biodynamische Gemüseärten, in denen ausschließlich Menschen aus den Favelas arbeiten. Im Laufe von 35 Jahren entstanden so auch eine Waldorfschule, ein Geburtshaus, eine Musikschule, es wurden immer mehr Mitarbeiter, alle aus der Peripherie der Stadt. Schließlich kam dann die Kooperation mit dem Gesundheitsministerium Brasiliens hinzu, das uns um Zusammenarbeit bat. Von diesem «Familiengesundheitsprogramm», in dem es vor allem um präventive Maßnahmen und um die Ausbildung von lokalen «Gesundheitsagenten» geht, profitieren heute über 300 000 Menschen. So kamen zu unseren vorher schon rund 250 Mitarbeitern weitere 1300 Mitarbeiter hinzu.

Welche Rolle spielte die Anthroposophie?

Craemer: Die Anthroposophie wurde im Laufe der Zeit immer wichtiger für mich. Ich kam über die Praxis dazu, als Waldorflehrerin. So gewann ich nach und nach die Überzeugung, dass das, was dieser Pädagogik zugrunde liegt, gut ist. Auch bekam ich einen lebendigen Blick für das, was um mich herum geschah, das hat mit Anthroposophie zu tun: alles im Werden zu sehen, in Entwicklung – wenn auch nicht nur in positiver Entwicklung. Brasilien ist ein Land, in dem es auch viel Gewalt gibt. Ich selbst wurde einmal zu Hause von bewaffneten Männern überfallen und musste das Land dann für ein Jahr verlassen, weil ich verfolgt

Wir stehen in der Entscheidung zu fragen, von welchen Dingen wir ablassen, was wir zulassen und wem wir uns überlassen?

● HELMUT WOLL

Buch: Thomas Strässle ›Gelassenheit. Über eine andere Haltung zur Welt‹, Hanser Verlag 2013, 144 Seiten, € 18

Der in der Schweiz lebende Literaturwissenschaftler und Flötist, Thomas Strässle, hat sich in seinem Buch der Gelassenheit zugewendet. «Gelassen wär' ich gern», so zitiert er einen Wunsch von Peter Handke, den viele Zeitgenossen mit ihm teilen. Der gestresste Mensch wünscht sich mehr Zeit zum Nachdenken, mehr Ruhe oder einfach mehr Muße. «Das Wort Gelassenheit gehört zu den Wörtern, die in aller Munde sind und von denen man glaubt, was sie bedeuten. Frei nach dem berühmten Diktum von Augustinus. Wenn wir das Wort verwenden, verstehen wir, was es meint, und ebenso verstehen wir es, wenn andere es verwenden. Sobald wir aber erklären sollen, was die Gelassenheit

denn eigentlich ausmacht, wird es schwierig.» Strässle erläutert die Gelassenheit in einer feinfühligem Auseinandersetzung mit literarischen, philosophischen und religiösen Texten. Es geht in seinem Buch um den Akt des Lassens, um das Ich, das lässt und gelassen wird, um die Gefahren, die damit verbunden sind, um die Haltung, die die Gelassenheit ausmacht, und um die Gelassenheit angesichts der Technik. Strässle weist immer wieder auf die drei Aspekte von lassen hin: ablassen (nicht tun), zulassen (ermöglichen) und überlassen (anvertrauen). Er stützt sich vor allem auf Meister Eckhart, Karl Philipp Moritz und Martin Heidegger. «So sehr die Gelassenheit als eine Worterschöpfung der deutschen Sprache anzusehen und anzugehen ist: Sie bezeichnet eine menschliche Möglichkeit, die sich nicht auf einen bestimmten Kulturraum beschränkt.» Die Gelassenheit ist aus mystischem Denken entsprungen. «Die Gelassenheit zählt, kaum ist sie geboren, schon zu den Kernbegriffen des mystischen Denkens – gerade weil sie jene Form der aktiven Passivität in sich abbildet, die für die unio mystica Voraussetzung ist.» Das Gegenteil von Gelassenheit ist Bessessenheit, Verbissenheit und Zerstreuung.

Das Buch unternimmt wunderschöne Reisen in die Philosophie und Literatur. Diese leuchten die verschiedenen Facetten des Begriffs aus. Es ist keine Gebrauchsanweisung, wie man gelassener wird. Es ist ein kluges Nachdenken über Wesen und Sinn von Gelassenheit. Spannend wird es noch einmal zum Schluss: Was heißt Gelassenheit in einer digitalen Welt, verlieren wir nicht unsere Autonomie in Netzwerken und neuen Medien? Strässle deutet eine Lösung nur an, er will die Autonomie des Subjekts unbedingt erhalten. «Wenn also das zeitgenössische Subjekt sich eingespannt fühlt in permanente Zwänge des Etwas-mit-sich-machen-Lassens, muss es seine Aktivitäts-Passivitäts-Bilanzen individuell neu berechnen. Dazu kann es auf das gesamte Repertoire an Haltungen und Handlungen zurückgreifen, das hier vorgeführt wurde.» Wir stehen in der Entscheidung zu fragen, von welchen Dingen wir ablassen, was wir zulassen und wem wir uns überlassen. Gelassenheit gibt es nur in dieser dreifachen Bedeutung. Es ist die innere Gelassenheit, die den Menschen zur höchsten Wahrheit führt. Rechte Gelassenheit sei die Kunst, aus stinkendem Mist wonnigliche Frucht zu machen. ■

wurde. Was hat das mit Anthroposophie zu tun? – Auch diese Menschen, seien sie auch kriminell, sind Menschen, es sind nicht nur Bösewichte und Banditen. Den Mensch so anzusehen, dass man in ihm etwas findet, was man respektieren kann, das, meine ich, hat mit Anthroposophie zu tun. Im Nachhinein hat dieser Überfall sogar viel Positives bewirkt. Viele Dinge veränderten sich in meinem Leben! Ich musste mich ein ganzes Jahr trennen von Monte Azul, das war sehr schwer für mich, aber dafür habe ich viele andere Dinge entdeckt in der Welt. Ich lernte zum Beispiel Nicanor Perlas kennen, der mir noch viel mehr als bisher die Augen für die ›dritte Kraft‹, die Zivilgesellschaft, geöffnet hat. Ich verstand, dass man die kulturell kreativen Menschen zusammenbringen muss, damit sie wirklich eine gesellschaftliche Kraft bilden, das war für mich wichtig! Später gründete ich die ›Alliance for Childhood‹.

Gibt es etwas, das Ihnen in dem Buch¹ fehlt? Craemer: Seit etwa fünfzehn Jahren bin ich in Monte Azul nur noch beratend tätig. Seitdem habe ich viele weitere Aktivitäten aufgegriffen. Die kommen ein bisschen kurz. Was mir außerdem sehr am Herzen liegt, ist, dass die soziale Frage noch viel stärker auch als pädagogische Frage, als menschliche Frage sichtbar wird – und das weltweit, nicht nur in Brasilien. Wir haben schon lange vor, ein weltweites, soziales In-

itiativforum ins Leben zu rufen, hier am Goetheanum, damit Menschen, die – oft unter Lebensgefahr – im Sozialen arbeiten, sich treffen und austauschen und dadurch Kraft schöpfen können. Es soll sichtbar werden, wie viele Menschen aus der Anthroposophie heraus arbeiten in dieser Menschheit, von der rund 80 Prozent in Armut lebt, marginalisiert wird, und das auch in Europa. Es ist für mich ganz wichtig, dass so etwas stattfindet. Im Bezug auf die Waldorfpädagogik ist mir auch wichtig, dass man lernt, das umzuwandeln und aufzugreifen, was aus der jeweiligen Kultur kommt. Im Nordosten Brasiliens beispielsweise ist es so heiß, dass man vielleicht nicht unbedingt Wolle anfassen und damit stricken will. Was sind die Handarbeiten, die man dort traditionell ausübte? Wichtig ist, dass man die Essenz dieser Pädagogik versteht und dann sieht, was für kulturelle Elemente da sind, an die man anknüpfen kann. – Steiner hat doch nicht daran gedacht, dass alle Kinder stricken sollen! Er hat daran gedacht, dass Kinder durch Handarbeit geschickter werden – auch in der Mathematik! Dieser ganze Komplex – Waldorfpädagogik in Brasilien – liegt mir sehr am Herzen. Ich versuche, wie immer, Menschen zusammenzubringen, die sich damit beschäftigen, die dieses Wissen sammeln und dann auch über das Internet verbreiten, was man neu herausgefunden hat. Was ich außer-

dem besonders hervorheben möchte, ist die Wichtigkeit von Kunst und Kultur in unserer Arbeit. Eine Favela, ein Stadtteil, ein Land oder eine Organisation wird sich nie wirklich ›humanisieren‹, wird nie dastehen als etwas menschliches, wenn es nicht durchdrungen ist mit Kunst und Kultur. Für uns war wichtig, auch als es noch keine Kulturzentren gab, dass mit den Kindern Theater gespielt wurde, Musik gemacht wurde, dass sie malen konnten. Ein Junge in meiner Gruppe kam immer eine halbe Stunde früher und fragte mich, ob er etwas zeichnen könne. Für ihn war das genauso wichtig wie das Frühstück, das er nachher bekam. Ich verstehe Kunst im erweiterten Sinne, also auch die Art des Zusammenlebens, der Versuch eine soziale Plastik zu gestalten. Kulturelles muss sich mit Materiellem verbinden, damit daraus eine Art Ferment wird. Heute haben wir zwei Orchester, es gibt Capoeira-Gruppen, alles Elemente, die der Favela ihre Härte genommen haben, sie ›durchgeknetet‹, sie ›durchblutet‹ haben. Auch mir hat es damals sehr geholfen, dass wir in der Favela tanzten und sangen, neben der Tatsache, dass ich viel geschrieben habe. Tanzen und Singen – das ist die beste Therapie! Da braucht man nicht mehr zum Psychiater gehen! 1 Grundlage des Gesprächs ist Dunja Batarilos Buch: ›Die Brückenbauerin. Wie Ute Craemer die Favela Monte Azul verwandelte‹, Scoventa 2014, 250 Seiten, € 20. ■